

Predigt über Apostelgeschichte 6,1-7

„Vitamin B“ hieß ein Projekt des Diakonischen Werks vor zwei Jahren: Vitamin Begegnung war gemeint. Firmen oder Büros konnten sich zum Mitmachen anmelden. Und noch wichtiger war es, dass prominente Menschen aus der Kirche, der Politik, der Wirtschaft sich anmeldeten: Es ging darum, eine Einrichtung für Wohnungslose zu besuchen und dort gemeinsam mit dem Bewohnern einen Obstsalat zu schnippeln – etwas Gesundes zu produzieren und sich dabei gegenseitig kennenzulernen. Eine große Sache für die Menschen, die lange auf der Straße gelebt haben, wenn der Bischof oder Renate Künast zu Besuch kommen. Eine bemerkenswerte Erfahrung auch für diejenigen, die sonst ihr Leben zumeist auf Sitzungen unter ihresgleichen verbringen: mal Aug in Aug denen zu begegnen, die wohl als „die Geringsten“ unter uns gelten. Und manchmal war ja auch die Presse da und hat ein Foto gemacht, was dann sowohl der Diakonie als auch den prominenten Besuchern zugutekam. Eine gute Idee, ein schönes Projekt in unsern Tagen – allerdings auch eine sehr vermittelte, inszenierte Weise, unsern Wochenspruch zu beherzigen, dieses zentrale Wort Christi: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Geschwistern, das habt ihr mir getan.“

Dass man sich heute so ein Projekt einfallen lassen muss, ist vielleicht eine Spätfolge unseres Predigttexts, in dem es um die Anfänge der christlichen Diakonie geht. Die Sorge für die Bedürftigen war auch schon im biblischen Judentum Teil der religiösen Praxis. Dazu gehörte die Versorgung der Witwen und Waisen, denn ein Rentensystem gab es ja noch nicht. Sie waren darauf angewiesen, dass die Gemeinde sich um ihre Lebensgrundlagen kümmerte. Und selbstverständlich wurde das auch in der christlichen Urgemeinde sehr ernst genommen. Die Hinwendung zu den Armen – Jesus hatte sie vorgelebt und gelehrt im Gleichnis vom barmherzigen Samariter: Dein Nächster ist immer der, der deine Zuwendung gerade braucht. So ist es für die ersten Apostel, die Jünger, die Jesus noch selbst erlebt haben, selbstverständlich, dass sie sich auch um die Versorgung der Witwen kümmern. Das geht wohl nicht so weit, dass sie die Zutaten für die Suppe selbst schnippeln, aber sie gehen doch herum, um sie zu verteilen. Sie kennen ihre Witwen – aber nein, nicht so ganz, denn die Gemeinde wächst, längst sind auch griechisch sprechende Jüdinnen und Juden dazu gekommen, mit denen kennen sich die aramäisch sprechenden Apostel nicht so aus. Vielleicht trauen sie sich da auch gar nicht hin. Jedenfalls gibt es Klagen: Die griechisch Sprechenden fühlen sich benachteiligt. Ein Problem, das nach Lösung verlangt – und wie es gelöst wird, davon berichtet die Apostelgeschichte des Lukas im 6. Kapitel:

In diesen Tagen, da die Jünger sich mehrten, entstand ein Murren der griechischen Juden gegen die hebräischen, weil bei der täglichen Diakonie ihre Witwen übersehen wurden. Da beriefen die Zwölf die Menge der Jünger herbei und sprachen: „Es taugt nicht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und bei den Mahlzeiten dienen. Schaut euch aber, Brüder, nach sieben Männern mit gutem Ruf aus euren Reihen um, die voll Geist und Weisheit sind, die werden wir für dieses Amt einsetzen. Wir aber wollen beim Gebet und bei der Diakonie des Worts ausharren.“ Und es gefiel die Rede der ganzen Menge. Und sie wählten Stephanus aus, einen Mann voll Glaubens und heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon, und Parmenas und Nikolaus, einen Proselyten aus Antiochien. Die stellten sie vor den Aposteln auf, und unter Gebet legten sie ihnen die Hände auf. Und das Wort Gottes wuchs, und es mehrte sich die Zahl der Jünger in Jerusalem sehr, auch eine große Schar von Priestern wurde dem Glauben gehorsam.

So, liebe Gemeinde, wird uns von den Anfängen der kirchlichen Organisation erzählt. Ziemlich mustergültig, wie die Jünger das hinbekommen haben, wenn man bedenkt, wie viele Bewegungen in Gezänk stranden, auch weil die Köpfe der Bewegung nicht fähig sind, Aufgaben an andere abzugeben. Nicht so die Schar der Apostel: Da sie merken, dass sie nicht mehr alles im Blick haben und ihnen die Dinge über den Kopf wachsen, berufen sie eine Gemeindeversammlung ein und schlagen ein neues Amt vor: das des Diakons, der die praktischen sozialen Aufgaben übernimmt. Auch dafür werden würdige und tüchtige Leute gebraucht und sie werden in aller Form ordiniert, gesegnet – das heißt in den Dienst Christi berufen.

Die Apostel sind jetzt frei, sich der Verkündigung und dem Gottesdienst zu widmen, auch das ein Dienst, eine Diakonie, wie es heißt. Sie haben die zeitraubenden Witwenbesucher delegiert. Delegieren – das heißt „abordnen“. Es entsteht Ordnung, wenn Aufgaben geteilt werden. Schließlich wird der Apostel Paulus von den vielen Gaben sprechen, die in einer Gemeinde zusammenwirken und zusammengehören wie die Glieder an einem Leib. Und darauf berufen wir uns auch heute noch in unserer inzwischen sehr vielgliedrigen Kirche, in der die Diakonie selbst längst eine viel gegliederte große Organisation ist, weitgehend finanziert vom staatlichen Sozialsystem. Die Sorge für die Bedürftigen ist nun in großem Stil an verschiedene Berufsgruppen delegiert – und damit fahren wir gar nicht so schlecht. Ich finde es gut, wenn es in einer Gesellschaft ein Recht auf professionelle Hilfe und Unterstützung gibt und die Bedürftigen nicht darauf angewiesen, dass wohlthätige Einzelne sich ihnen zuwenden.

Und doch ist mir nicht ganz wohl bei dem, was unser Predigttext erzählt: dass der Dienst am Wort und der praktische Dienst für die bedürftigen Menschen nun voneinander getrennt werden und es sich auch nicht überhören lässt, wie mit der Trennung eine gewisse Rangfolge verbunden ist: Die Apostel behalten das erste und wichtigste Amt – das ist der Dienst am Wort, die Diakone sind auch wichtig, aber doch untergeordnet, nur am zweitwichtigsten. Sicher gilt das nicht für die Diakoniedirektoren, aber eben doch für alle die Menschen, die an der sogenannten Basis arbeiten, mit dem Kältebus unterwegs sind, in Seniorenheimen Pflegedienst tun oder was auch immer. Sie sind keine Repräsentanten, sie machen bloß die Arbeit.

Diese Art von Aufgabenteilung fängt ja hier schon an, wo die Apostel den Besuchsdienst delegieren. Eine Hierarchisierung ist mit der neuen Organisation verbunden, die natürlich gängiger Übereinkunft entspricht: Die geistige Arbeit ist schwieriger und gewichtiger als die praktische Arbeit – so war es noch zu jeder Zeit.

Aber es werden im Gleichnis vom barmherzigen Samariter der Priester und Levit ja nicht entschuldigt, weil sie Höheres im Kopf haben könnten und für Sanitätsdienst nicht zuständig sind. Und es spricht das Gleichnis vom Weltgericht, aus dem unser Wochenspruch stammt, auch nicht von einer Ämterhierarchie, sondern bringt das wichtigste Tun auf diesen einen Satz: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern und Schwestern, das habt ihr mir getan.“

Es klingt doch so, als ob Jesus die gängige Hierarchie umkehrt und sagt: Das Allerwichtigste ist das, was „an der Basis“ geschieht, in der konkreten Begegnung, in der Nähe zu denen, die gerade Hilfe brauchen. Hier entscheidet sich eure Gottesbeziehung. Hier folgt ihr dem Willen Gottes, der unter uns wirken will als das Vorzeichen, das unsere Haltung zueinander bestimmt: *Es ist Gott, der dir im Bedürfen des Andern begegnet.*

Es ist nicht nur der hilfsbedürftige Andere, du bist es auch selbst, dessen Lebendigkeit und Wahrhaftigkeit da auf dem Spiel stehen. Es geht um deine menschliche Bodenhaftung, die du verlieren kannst, wenn du dich selbst in jene Höhen begibst, wo man immer Wichtigeres zu tun hat und sich dann irgendwie auch wichtiger findet und die einfachsten Fragen der Begegnung aus dem Auge verliert.

Es ist natürlich gut, wenn in einer mächtig arbeitsteiligen und hierarchisierten Gesellschaft solche Begegnungen wie das Projekt von Vitamin B dann inszeniert werden, auf dass man mal miteinander in Berührung kommt – zwischen ganz oben und ganz unten. Aber es ist auch ein Zeichen dafür, wie weit entfernt wir von der Idee Jesu leben, der sicherlich gewollt hat, dass es diese große Entfernung zwischen den Menschen erst gar nicht gibt.

Hätten es die Jünger damals anders entscheiden können? Hätten sie sagen können: Oh, wir müssen jetzt so viele Witwen besuchen – da delegieren wir mal den Dienst am Wort an Andere? Oder wir teilen uns getreulich die gesamte Arbeit, wir hören nicht auf mit dem Sozialdienst, wir geben ein paar Gottesdienste ab? Ach, sicher hätte auch das zu Schwierigkeiten geführt. Halten wir aber fest an der Einsicht, dass die Hierarchie, die wir in unsern Köpfen und Organisationsformen haben, fragwürdig ist – Jesus jedenfalls fragt sie an.

Manchmal gibt es ja Jesus-nahe einzelne Menschen, die sich anders entscheiden: Ich denke an die französische Christin Madeleine Delbrel, eine kluge und begabte Frau, die sich entschied, Sozialarbeiterin zu werden, und, als sie merkte, dass sie auch in dieser Rolle immer noch so eine kleine Führungspersönlichkeit war, beschloss, überhaupt nur noch in ihrer Kommunität den Haushalt zu führen, Suppe zu kochen auch für viele Gäste. Es ist keineswegs so, dass sie deswegen an Bedeutung verlor. Sie setzte ein Zeichen.

Aber weil es uns nicht meistens ja nicht gegeben ist, solche radikalen Entscheidungen zu fällen, denke ich auch an meinen alten Onkel, der viele Jahre in Cambridge Pfarrer war und gar nicht daran gedacht hat, Suppe zu kochen. Aber – und das hat er auch im Ruhestand beibehalten – einmal in der Woche geht er mit seiner Frau zum Mittagessen in die Suppenküche für Wohnungslose. Es schmeckt da überhaupt nicht, sagt er, aber ich will doch hin, um meinem Herrn zu begegnen.

Amen.